



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Koegel, Fritz: Dilettantismus und Berufsschriftstellertum.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihre ästhetische Bedeutung kennen zu lernen und demgemäß ihr Schaffen zu gestalten. Freilich wird ihm die Leistungsfähigkeit der Maschine Schranken auferlegen; aber der rechte Künstler wird gerade in diesen Schranken wieder neue Quellen für die Ausbildung der Formensprache zu finden wissen, gerade hierin wird er beweisen, daß er Künstler ist. Eins aber wird auf diesem Wege immer verloren gehen: der unmittelbare Ausdruck der Persönlichkeit. Da bleibt denn nur zu hoffen, daß neben der Mehrzahl der Minderbemittelten, welche ihr ästhetisches Bedürfnis mit den Maschinenprodukten des Kunstgewerbes befriedigen muß, es Wohlhabende genug gebe, welche mit den Mitteln auch das Bedürfnis besitzen, unmittelbar vom Künstler selbst Geschaffenes nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst im engeren Sinne, sondern auch auf dem weitem Kunstgebiete, auf dem des Kunstgewerbes zu verstehen und zu begehren; wo zwischen Erfindung und Ausführung die Hand allein thätig ist, kann sich auch in der kunstgewerblichen Schöpfung jenes Leben zeigen, welches als das Ergebnis einer erhöhten Stimmung der auf- und abwogenden menschlichen Seele von Herz zu Herzen spricht. Eine solche Sprache wird aber nur da eintreten können, wo außer der Natur der Form auch die Natur des Stoffes erkannt und damit ein Grundproblem des Kunstgewerbes verstanden wird, die Frage, wie beide in ein richtiges, das im einzelnen Falle erstrebte Ziel erreichendes Verhältnis zu treten vermögen.



Dilettantismus und Berufsschriftstellertum.

Von Fritz Koegel.



Der Professor Joseph Kürschner will gegen den literarischen Dilettantismus zu Felde ziehen. Er hat die Preisfrage gestellt, wie am besten dem überhandnehmenden Dilettantismus in der Literatur zu steuern sei, und verlangt, daß die Arbeit den Dilettantismus knapp, aber scharf charakterisire, seine Schäden für das Ansehen der Literatur und die „Interessen der Berufsschriftsteller“ darlege und praktische Vorschläge zu seiner „Unschädlichmachung“ (!) angebe.

Diese schriftstellerische Preisfrage kommt mir recht dilettantisch vor. Preisfragen haben zwar von altersher das Vorrecht, ein bißchen verkehrt zu sein, von diesem Rechte aber macht die vorliegende Frage doch einen zu ausgedehnten Gebrauch. Man kann nicht anders: wenn man sie behandeln will, muß man ihr auf den Leib rücken.

Es bedurfte nicht eines „äußern Anstoßes,“ um „die Köpfe zum Nachdenken darüber anzuregen,“ daß der überhandnehmende Dilettantismus ein Krebschaden der heutigen Literatur sei. Darüber sind die Leute, die überhaupt denken können, ohne Nachdenken längst einig. Überraschend neu aber ist allen, die sich aus Liebhaberei mit der Literatur beschäftigen, die Entdeckung, daß Dilettantismus und Berufsschriftstellertum Gegensätze bilden, die sich einander ausschließen. Offenbar versteht die erwähnte Preisfrage unter Dilettanten Leute, die, wie der Name besagt, aus Liebhaberei nebenbei schreiben, mit unreifen Erzeugnissen den Markt überschwemmen und dadurch die Interessen der Berufsschriftsteller, d. h. der Leute, die aus dem Schreiben ein Geschäft machen und auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen sind, empfindlich schädigen. Die geschädigten Berufsschriftsteller haben also ein Interesse und aus Gründen der geschäftlichen Billigkeit ein Recht, die unzünftlerischen Dilettanten, die ihnen ins Handwerk pfuschen, des Landes zu verweisen. Die Frage ist nur, woher die Macht und die Mittel dazu nehmen. Das vereinte Nachdenken der Berufsgenossen über die brennende Preisfrage soll die Wege dazu weisen. Denn wohl zu beachten, in praktische Vorschläge soll die Antwort ausmünden. Eine sonderbare Forderung, die auf noch sonderbareren Voraussetzungen ruht.

Der Dilettantismus läuft neben allen Künsten thätig teilnehmend her, da, wie Goethe sagt, der Mensch nichts erfährt und genießt, ohne sogleich produktiv zu werden. Die dilettantischen Versuche sind im Wesen des Menschen notwendig begründet und sind lobenswert, da sie Kunstsinne verbreiten und dem allgemeinen Verständnis der hohen Kunstwerke die Wege bereiten. Der allgemeine kunstverständige Dilettantismus ist der breite, flach hinlaufende Gebirgsrücken, aus dem als überragende Gipfel die Kunstwerke aufsteigen. Gemein-schädlich wird er erst dann, wenn sich die Grenzen zwischen seinen Erzeugnissen und den Kunstwerken zu verwischen anfangen, wenn die große Menge der Kunstliebhaber dilettantische Werkchen für künstlerische Schöpfungen hält. In allen Künsten, die zur geläufigen Ausübung eine nach überlieferten Gesetzen mühsam zu erlernende Fertigkeit voraussetzen, liegt diese Gefahr fern: mit dem technischen Handwerk, das der Künstler als Meister beherrscht, wird der Dilettant nie fertig. Darum brauchen die Baumeister, die Bildhauer, die Maler, ja sogar die Komponisten über komponirende, malende, meißelnde und bauende Dilettanten nicht sehr zu klagen. Gar sehr aber klagen über dilettantische Pfücher die Dichter und die Schriftsteller. Ihre Technik ist scheinbar so mühelos zu bewältigen, die Gesetze ihres Handwerks sind so allgemein und unbestimmt und das Material ihrer Kunstschöpfungen ist aller Welt so vertraut, daß zu literarischem Schaffen sich jedermann berufen fühlt. Sprechen muß jeder, und schreiben kann jeder, warum sollte denn nicht jeder ohne weitere Anleitung schreibend sprachliche Kunstwerke gestalten können? So drängen sich Berufene und Unberufene in die Literatur und sichten Bücher und Schriften zu unübersehbaren Haufen.

Die Untugenden der unberufenen Schreiber zu schildern, ist überflüssig, sie sind heute so aufdringlich und erbärmlich geworden, daß jedermann, dem es darum zu thun ist, sie längst kennt. Aber das muß gesagt werden, daß weder die einen berufen sind, weil sie von Berufs wegen Schriftsteller, noch die andern unberufen, weil sie im künstlerischen Sinne Dilettanten sind. Daß es nötig ist, das in Deutschland besonders zu betonen, ist seltsam, da viele unsrer größten Schriftsteller in diesem Sinne Dilettanten waren, erklärlich aber ist es, daß man es gerade jetzt sagen muß, wo das deutsche Schriftstellertum anfängt, sich genossenschaftlich zusammenzuschließen. Gegen die Bildung von schriftstellerischen Genossenschaftsverbänden zur Vertretung der Standesinteressen, zur Ausbildung des literarischen Rechtes und zur gegenseitigen Hilfeleistung wird niemand etwas einwenden; es wäre zu wünschen, daß diese Verbände, die sich freilich heute trotz ihrer „allgemeinen“ Namen zersplittern und bekämpfen, den Hoffnungen ihrer Gründer entsprechend, wirklich segensreich wirkten; nur möge man sich vor dem Irrtum hüten, daß die Mitgliedskarte eines Schriftstellerverbandes den Besitzer zum Schriftsteller mache. Dies genossenschaftliche Streben führt unbewußt zu einer höchst seltsamen Begriffsverwirrung. Die Ziele der geschaffnen Verbände sind zunächst rein praktische, zugleich aber wollen jene das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärken, das die Unterschiede zwischen „guten und weniger guten, berühmten und unberühmten Schriftstellern“ verwischen und alle untereinander gleichmachen soll. Für die bürgerlichen und berufsmäßigen Bestrebungen der Schriftsteller und ihrer Vereinigungen mag diese brüderliche Anerkennung recht gut sein, aber die Gefahr liegt nahe, das allgemeine Verbandsgefühl aus dem bürgerlichen in das künstlerische Leben mit hinüberzunehmen. Die Berufsgenossenschaft wird zur literarischen „Kamaraderie.“ Die „Schranken,“ welche die Begabung und die künstlerische Bildung zwischen den einzelnen Berufsgenossen gesetzt hat, verschwinden langsam im gutmütigen Gefühl der allgemeinen Kollegialität, die selbst leben will und leben läßt. Der strenge künstlerische Begriff des Schriftstellertums wird durch den gefällig bürgerlichen der „Literatenkarriere“ verdrängt. Das ist ein bedenkliches Zeichen. Die Kürschnerische Idee des allgemeinen Schriftstellertums, die dasselbe nur von seiner berufsmäßig rechtlichen und bürgerlichen Seite betrachtet und seinen künstlerischen Inhalt geflissentlich beiseite setzt, ist geistig so leer und liegt von den idealen Bildungszielen der Literatur so weit ab, daß dem deutschen Schrifttum ernstliche Gefahren drohen würden, wenn ihr praktischer Geschäftssinn noch mehr als bisher den ästhetischen Kunstsinne überwuchern sollte. Diese Bestrebungen führen schnurstracks zum Handwerk und zur Kunst. Vielleicht zum goldenen Boden des Handwerks, von dem das Sprüchwort redet, ganz sicher aber zum unkünstlerischen Banausentum und zur neidischen Zünftelei.

Wer die Literatur als Kunst würdigt, weiß gar nichts von berufsmäßigen Literaten und unberufsmäßigen Schreibern, er kennt nur gute und schlechte

Schriftsteller. Die schlechten Schriftsteller gelten ihm als die wahren und einzigen dilettantischen Pfüfcher, mögen sie auch altgefessene Zunftgenossen des literarischen Handwerks sein; wahre Meister aber sind für ihn nur die guten Schriftsteller, und schrieben sie ihr Vebelang aus Liebhaberei in Nebenstunden. Wir wollen den Begriff der künstlerischen Meisterschaft voranstellen und das bürgerliche Schriftstellertum bescheiden folgen lassen. Daß die Meisterschaft Mühe macht, weiß alle Welt; auch wer zum Meister bestimmt ist, wird nicht als Meister geboren. Arbeit und Übung bilden zur Meisterschaft. Aber in der Literatur sind die Früchte dieses Fleißes den „Dilettanten“ gleich erreichbar wie den Berufsschriftstellern. Denn weder in der Dichtkunst noch in der Prosa giebt es geheime Handwerksgriffe, die nur den Lehrlingen der Zunft bekannt würden; was zur literarischen Technik gehört, kann jeder Gebildete lernen, und die schriftstellerischen Talente nutzen die mannichfachen sprachlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Anweisungen in steter Arbeit zur Ausbildung einer persönlichen Kunstweise. Zunft oder nicht, das thut hier garnichts. Vielleicht schadet sie sogar. Ohne Zweifel hat der unzünftlerische Schriftsteller mehr Gelegenheit zu gewissenhaften, mühsamen und zeitraubenden Kunstübungen, als der Berufsschriftsteller, der vielleicht im Dienste der Tagespresse vom Ertrage seiner Feder lebt. Wie manches muß er da schreiben, was er lieber nicht schriebe, wie oft drängt da die Zeit, der Sezerjunge oder der Verleger, und wie wenig Zeit kann er im ganzen auf reine Studien und Übungen verwenden, denen er, höchst ungern vielleicht, entsagen muß, weil sie nichts einbringen. Die Fälle sind so selten nicht, daß ein werdender Schriftsteller sich verborben hat dadurch, daß er Schriftsteller von Beruf wurde.

Wären alle Berufsschriftsteller wirkliche Schriftsteller, die Pfüfcherei unberufener Dilettanten könnte ihrem Beruf und seinen Interessen nicht schaden. Niemand würde die Erzeugnisse ihrer Kunst mit den unfertigen Versuchen jener verwechseln, die Dilettantenwerke würden lauter scharfe Kritiker und gar keine nachsichtigen Leser finden. Pfüfchende Dilettanten müßten in der Stille dichten und schreiben, sich zum Vergnügen und niemandem zur Last. Aber die schlimmsten Pfüfcher gehören heute zum Handwerk, schädigen ihren eignen Beruf und verwischen die Grenzen zwischen Dilettantismus und Meisterschaft. Sie begehen alle die Fehler, die in allen Künsten den stümperhaften Dilettantismus kennzeichnen. Sie sind „ohne Ernst, halb und charakterlos,“ flüchtig und ohne Kenntnis der ästhetischen Grundregeln; in der Poesie dreheln sie Dichtungen aus Dichtungen als unbewußte Plagiate einer Reihe von Vorbildern, leere Formspielerei ohne Gehalt, und in der Prosa mißhandeln sie ihre Muttersprache, die hier allerdings nicht „für sie dichtet und denkt,“ da man sich im Deutschen seinen Prosastil selbst bilden muß. Es ist zum Erbarmen, was diese Herren vom Handwerk in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern für ein Deutsch schreiben, und wie sie sich beeilen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel stilistische Fehler

zu häufen. Eine gewisse formale Geläufigkeit und die Kunst der leichten Anempfindung lassen andre nicht vermissen, sie schreiben und schaffen flüssig und gewandt, sie verstehen sich auf die kleinen Künste des koketten, effektvollen Auspugens; aber ihren Werken fehlt die anhaltende Kraft und die energische Tiefe der wahren Kunstschöpfungen, die freilich ohne Versenkung und Konzentration nicht erlangt wird. Die überwuchernde, täglich noch wachsende Presse zieht so viele und oft so früh unwiderstehlich in die Berufsschriftstellerei hinein, daß es kein Wunder ist, wenn die meisten als Unberufene darin herumstümpfern. Wie der Pflucherei dieser Berufsgeossen zu wehren wäre, hätte Herr Professor Kürschner zuerst fragen sollen; die Frage ist dringender und für die Berufsinteressen nützlicher, als ein Feldzug gegen die unzüftlerischen Dilettanten. Eine mit praktischen Vorschlägen versehene Antwort auf eine solche Preisfrage würden ihm freilich alle die schuldig bleiben, die mit ihm in möglichst festen, allumfassenden, kameradschaftlichen Genossenschaftsverbänden das Heil der künftigen Literatur sehen.



Sommerfrische in Tirol.



ie Kombinirbaren sind wieder da! — so ruft wohl mancher aus oder denkt es bei sich im stillen, wenn er das stattliche Heft des Hauptverzeichnis der kombinirbaren Rundreisebilletts mit der anschaulichen Karte vorgelegt bekommt (die gleich ganze Reiselinien andeutet), und mit verschiedenen Empfindungen legt es jeder aus der Hand. Wird er wohl Gebrauch davon machen können? wird Krankheit, werden Familienorgen es gestatten? wird der Beruf, das Geschäft eine längere Unterbrechung ertragen? und last not least — wie steht es mit der Kasse?

Dergleichen Erwägungen beschäftigen jetzt, bei Beginn der heißen Jahreszeit, tausende von Familienvätern, und die Hausfrauen nehmen nicht minder warmen Anteil daran. Denn das Bedürfnis, einmal „auszuspannen,“ ist ja — soll man sagen leider oder Gott sei Dank? — ein immer allgemeineres geworden. Gewiß ist mit der Zeit der Beruf immer anstrengender und verantwortungsvoller geworden. Man sollte denken, je mehr erfunden, je bequemer es dem Einzelnen gemacht wird, seine Bedürfnisse zu befriedigen, je mehr für die Kultur geleistet und gearbeitet wird, umsoweniger müßten diejenigen zu thun haben, welche nicht in den einzelnen Fortschritten mitzuarbeiten gehabt haben und denen nun